

ELISABETH ÅSBRINK

Ich verzeihe nicht

Eine jüdische Familiengeschichte

Aus dem Schwedischen von
Hedwig M. Binder

btb

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»Övergivngeten« bei Polaris Bokförlaget, Stockholm.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2023,
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2020 by Elisabeth Åsbrink

Published by agreement with Hedlund Agency

Covergestaltung: Semper Smile nach einem Entwurf
von Miroslav Sokcic/Mono-Studio

Coverfoto: Johan Bergmark

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

SL · Herstellung: sc

Printed in the EU

ISBN 978-3-442-77336-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

ICH WURDE FLUCHTBEREIT GEBOREN. Noch bevor ich alt genug war, um zu wissen, was geschehen war, wusste ich, dass es wieder geschehen konnte.

Die Sonne soll gestrahlt haben an jenem Apriltag in Göteborg, an dem ich im Sahlgrenska-Krankenhaus geboren wurde. Als mein Vater mich sah, nannte er mich sofort Kati, ein ungarischer Name. Entsprechend der Logik meiner Familie erhielt ich deshalb den englischen Namen Katherine. Ich schätze, ich wurde mit einem Lächeln empfangen. Die Familie bestand aus meiner Mutter, meinem Vater und meinen beiden Schwestern, zehn Jahre älter und in der früheren Ehe meiner Mutter geboren. Ich schrie bald Tag und Nacht vor Hunger, weil meine Mutter eine so effektive Schlankheitskur machte, dass ihr Körper keine Milch mehr produzierte, und so bekam ich Hafer-schleim aus der Flasche.

Während meiner ersten sechs Lebensjahre wohnten wir in einer Vierzimmerwohnung in Kallebäck in einem Haus des Millionenprogramms, dann in Haninge, wiederum in einer Wohnung in einem Haus des Millionenprogramms, und schließlich in einem neu gebauten Reihenhauses in Hägersten in Stockholm. Unsere geografischen Wechsel folgten dem Wech-

sel meines Vaters vom Medizinstudenten zum Assistenzarzt und danach seinem Bestreben, Facharzt zu werden. Doch all das – Adressen, Grundrisse und Stadtteile – sind nur Informationshäppchen, Faktenfragmente, die über unser Leben eigentlich nichts Wesentliches aussagen. Entscheidend war die Einsamkeit. Sie stand säulengleich zwischen uns. Unsere Schritte hallten wie von Marmor umgeben. Unsere Herzen schlugen wie gebrochen. Doch damals wusste ich das nicht.

Nicht einmal dann, als die Einsamkeit wuchs und immer größeren Raum einnahm, als sie sozusagen alle Familienmitglieder an die Wand drückte, wie wenn in dem Reihenhaushaus ein Luftballon aufgeblasen würde, nicht einmal dann konnte ich wissen, worin die Einsamkeit eigentlich bestand und wie sich ein Familienleben ohne sie ausgenommen hätte. Wir wurden also von innen heraus voneinander getrennt.

Ursprünglich wollte ich dieses Buch *Einsamkeit* nennen. Es ist Literatur, und deshalb ist alles, was erzählt wird, wahr. Es lässt sich aber genauso gut als Familiengeschichte, Dokumentarroman oder schlicht und einfach als Buch bezeichnen. Mein Plan war, dem Schatten, der mich mein ganzes Leben begleitet hat, ein für alle Mal einen Namen zu geben. Ich wollte ihn definieren, ganz einfach verstehen, und langsam ging mir auf, dass die Einsamkeit eher ein Symptom war, weniger die eigentliche Krankheit, sie war eine Folge, eine Konsequenz, und deshalb musste ich das Buch umbenennen.

Das Zentrum des expandierenden Einsamkeitsuniversums meiner Kindheit war meine Mutter Sally. Ich betete sie an. Mein Vater betete sie an, und mit ihrer blendenden Laune, den

großen graugrünen Augen und dem vollen dunklen Haar war sie wirklich anbetungswürdig. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich von einer Sekunde auf die andere, sie las Zeitungen, Bücher, diskutierte über das Tagesgeschehen, liebte Opern, und wenn sie Spaß hatte, konnte sie sich kaputt lachen. Betrat sie einen Raum, änderte sich die Atmosphäre und erhielt einen Mittelpunkt. Meine Schwestern und ich standen natürlich in ihrem Schatten. Doch das ist normal.

Die Einsamkeit meiner Mutter lag gut verborgen. Auf den ersten Blick konnte niemand etwas davon ahnen, im Gegenteil. Man sah eine überaus strahlende Frau, die als Englischlehrerin arbeitete und viele Bekannte hatte und die nie Nein sagte, sei es zum Feiern oder zum Tanzen. Nur wir, die wir mit ihr lebten, wussten, dass diese Oberfläche dünn war wie eine Schicht korallenfarbener Nagellack. Darunter lauerten Unruhe und Wut, bereit zum Ausbruch. Unruhe weswegen, Wut auf wen?

Um meine eigene Einsamkeit zu verstehen, musste ich die meiner Mutter verstehen.

Und um meine Mutter zu verstehen, musste ich ihre Mutter, meine Großmutter Rita, verstehen.

Meine Nachforschungen führten mich weiter zu ihrem Vater, meinem Großvater. Wer war dieser Mann, dem ich nie begegnet bin?

Manchmal kommt mir eine sich wiederholende Begebenheit aus jungen Jahren in den Sinn, ich nehme an, man nennt das

Kindheitserinnerungen. Meine Mutter machte zum Nachtschüssel-Pie und servierte ihn mit einer aus *Bird's custard powder* zubereiteten Vanillesauce. Das süß duftende Pulver wurde in einer Blechdose in den Farben Klarblau, Signalrot und Grellgelb verkauft. Einerseits mochte ich Vanillesauce sehr gern, doch andererseits bereitete mir die Dose wegen ihrer Hässlichkeit Unbehagen.

Das Vanillepulver wurde mit warmer Milch aufgeschlagen, musste abkühlen und kam dann mit einer ein Zentimeter dicken Hautschicht, die wie ein Wachssiegel auf der lauen hellgelben Sauce lag, auf den Tisch. Um diese glänzend zähe Haut gab es einen Wettkampf, wenn wir, meine Mutter, meine Schwestern und ich, ein Stück davon haben wollten. Gerechtigkeit schrieben wir groß. Stimmen wurden laut. Eine von uns musste aus der Küchenschublade ein scharfes Messer holen. Die Vanillehaut wurde sorgfältig in Stücke geschnitten und als besonderer Leckerbissen auf die Teller verteilt. Die Schwestern beschuldigten sich gegenseitig, das beste Stück gestohlen zu haben. Wer die kleinste Portion abbekommen hatte, brach in Tränen aus. Meine Mutter wurde böse. Die Blechdose funkelte heftig wie ein Wutausbruch. Erst mit zehn Jahren wurde mir klar, dass es mich vor dieser Haut ekelte, und ich nahm nun die Rolle der Beobachterin ein.

Welten gehen zugrunde. Ganzheiten explodieren. Diese Aussagen sind ungenau, so umfassend und generell, dass die Worte kaum wirklich Bedeutung zu tragen vermögen, dessen bin ich mir bewusst. Eine Autorin sollte eindeutig und genau sein. Trotzdem nehme ich diese Aussagen als Ausgangspunkt – weil sie wahr sind. Es ist schon vorgekommen, dass der All-

tag gesprengt wurde, nur spitze Fragmente eines Daseins übrig blieben, Projektile, die durch die Generationen schneiden. In einem Bergstädtchen in Spanien. In einer überfüllten Stadt im Osmanischen Reich. In einer Mietwohnung in Budapest. In einem ruhigen Haus in einem Londoner Vorort. In einer fünfköpfigen Familie mit Katze in Stockholm. Eine Sprengung hängt mit der anderen zusammen, sie führen bis zu mir, und ich wurde fluchtbereit geboren. Deshalb schreibe ich.

Das Buch nannte ich *Ich verzeihe nicht*.

Rita

London, 1. Dezember 1949

Um halb sechs am Morgen des 1. Dezembers 1949 wird Rita klar, dass sie sich geirrt hat. Das gefällt ihr nicht. Ihr wird zudem klar, dass sich alles verändert hat, aber eigentlich nichts anders geworden ist. Auch das gefällt ihr nicht.

Sie hatte noch nicht aufwachen wollen, doch die Nacht verließ sie. Warmluftströme hatten sie aus ihren Träumen in ein gaudiesiges Tageslicht geholt, das durch den Spalt zwischen Vorhang und Wand fiel. Indem sie die Augen nicht öffnete, hatte sie versucht, die Dunkelheit festzuhalten. Sie wollte die Nacht in sich tragen, sie besitzen und zugleich besessen werden, als wäre die Nacht ein Kind, das einer Mutter ja nicht nur gehört, sondern sie auch ganz in Anspruch nimmt. Zugleich wollte sie selbst das Kind in der Nacht sein, geschützt, versunken, verschwunden. Doch das war an diesem Morgen ebenso unmöglich wie an allen anderen. Wer kann eine Nacht festhalten? Der Tag wartete weit offen. Das wusste Rita, auch wenn sie noch immer mit geschlossenen Augen in ihrem Bett in dem Haus in der Grange Park Avenue 37 im nördlichen London lag. Soeben war das Milchauto die Straße entlanggefahren und hatte wie üblich vor jedem Haus gehalten, um seine weiße Fracht abzuliefern; im Schlaf hatte sie die Glasflaschen anheimelnd klirren hören.

Der Übergang vom Halbschlaf zum Wachen dauert vielleicht eine halbe Sekunde. Trotzdem erscheint er wie eine mühsame, zig Kilometer lange Steigung. Das Kaleidoskop der Träume muss erlöschen, die bunten Körnchen, die sich zu einem Einzelbild nach dem anderen formen, müssen sich auflösen, Zeitrechnung und Reihenfolge frei fließende Eindrücke ersetzen. Die Nacht besteht aus anderen Räumen als den wirklichen, wo stets auf dem Weg nach anderswo Gestalten vorbeigehen. In ihren Träumen steht Rita oft am Fenster und schaut über dichte Weizenfelder oder Wiesen mit fruchstrotzenden Apfelbäumen hin. Der Überfluss auf der anderen Seite des Fensters erscheint unerreichbar, dennoch fühlt sie sich getröstet. Es kommt vor, dass ihr ertrunkener Bruder Emil sie besucht, als wüsste der arme Kerl nicht, dass er seit vierzig Jahren tot ist. Er wirkt traurig, auch wenn er lächelt. Manchmal hält sie seine Hand. So haben sie einen Moment zusammen, in dem sie einander ernst anlächeln, ohne ein Wort zu sagen. Rita mag die Unerklärlichkeit der Nacht. Selbst im Wachsein sehnt sie sich manchmal nach dem großen Feld mit den hellgrünen Halmen, nach seinem freundlichen Rauschen. Von derlei träumt Rita, vom Gesang eines Weizenfelds.

Obwohl sie die Augen noch geschlossen hatte, wusste sie, dass ihr Mann im Bett daneben lag, und an seinen Atemzügen hörte sie, dass er noch schlief, umgeben von Traumbildern, die von einem anderen Licht erleuchtet und von anderen Gestalten bevölkert waren als ihre. Er lag etwa zwanzig Zentimeter entfernt, doch der Abstand zwischen ihnen hatte längst seine Messbarkeit verloren. Wir sind uns nahe genug, um außer Sichtweite zu sein, hatte sie gedacht. Das war ihr sehr recht.

Schließlich hatte sie die Nacht losgelassen. Sie hatte sich auf-

gerichtet, ihre Brille aufgesetzt und festgestellt, dass die Welt so aussah, wie sie sie am Abend zuvor zurückgelassen hatte. Der Frisiertisch stand noch in der Ecke. Ihre Haarbürste lag neben dem Kästchen aus ungefärbtem Glas, in dem sie den Schlüssel zum Aufziehen der Schlafzimmeruhr und eine blassrosa Perle von einer zerrissenen Halskette verwahrte. Das Kästchen schimmerte im schwachen Morgenlicht. Der Deckel war mit einem sich aufbäumenden Pferd graviert und hatte eine Vertiefung, in der Rita, wenn sie sich die Haare bürstete, ihre Zigarette ablegte. An der einen Wand sah sie die Kommode mit den sechs Schubladen, an der anderen den Kleiderschrank. Auf beiden Seiten des Betts stand ein Nachttisch mit einem halb ausgetrunkenen Wasserglas. Der Morgen war identisch mit dem vorausgegangenen, ganz so, wie sie ihn haben wollte. Der Tag sollte stabil stehen. Alles würde bleiben, wie es war. Rita war in ihre Pantoffeln geschlüpft, hatte ihren Morgenrock angezogen und die dick gefütterten Vorhänge zurückgezogen. Draußen hatten sich die Wolken auf die Hausdächer gesenkt, so dass der ziegelfarbene Vorort verschwommen und diffus dalag. Das sieht staubig aus, hatte sie gedacht, die Welt müsste mit einem Lappen blank gewischt werden. Ansonsten war alles wie immer. Die Häuser gegenüber mit ihren Treppenstufen vom Gehsteig aus und den weiß gestrichenen Dachrinnen wirkten hochmütig, eine Nachbarsfamilie konnte sich seit Kurzem ein Auto leisten, einen Morris Minor, und der Familienvater parkte ihn jeden Abend an exakt derselben Stelle vor seinem Tor, damit ja keine Zweifel aufkamen, wer der Besitzer war. Auch an diesem Morgen hatte er, Nebeltropfen auf dem glänzenden dunkelblauen Lack, dort gestanden.

Es ist also der 1. Dezember 1949, und Rita steht wie üblich am

Schlafzimmerfenster im ersten Stock ihres Hauses und schaut hinaus auf die Straße mit den soliden Doppelhäusern und den Streifen von Grün dazwischen. Sie beobachtet den Dunst, der die Grenze zwischen Ziegeln und Bäumen verwischt und den Vorort in ineinanderfließende Farbflecke verwandelt, und in ebendiesem Moment wird ihr klar, dass sie sich geirrt hat. Der Tag mag aussehen wie alle anderen Tage, der Morgen vorgeben, mit dem vorausgegangenem Morgen und allen Morgen davor identisch zu sein, aber das ist nur Schein.

Bist du jetzt froh?, hatte er gefragt, als sie zum Feiern auf dem Weg zum *Ye Olde Cherry Tree* waren. Rita wusste, dass er keinen weiteren Streit vom Zaun brechen wollte, doch die Wut hatte ihr den Mund verschlossen und die Gedanken eingesperrt, sodass sie unmöglich antworten konnte. Um den Augenblick nicht zu zerstören, hatte sie genickt, hatte es sein lassen, die gehörige Antwort zu geben, nicht an diesem Tag, nicht, nachdem sie es endlich hingekriegt hatten. Sie vermied es aber, seinem Blick zu begegnen.

Es hatte immerhin stattgefunden. Sie hatten einen Termin gebucht. Er hatte seinen Bruder angerufen und gesagt, dass er nicht ins Büro kommen werde, und dann hatten sie sich festlich gekleidet und waren mit dem Bus drei Stationen bis Enfield gefahren.

Das Ganze ist allerdings schwer zu fassen, denkt Rita. Nicht weil es so großartig, fantastisch und glücklich gewesen wäre, *der glücklichste Tag ihres Lebens*, ganz und gar nicht, sondern weil es trivial und prosaisch daherkam, wie eins der undramatischsten Dinge, die zwei Menschen zusammen tun können. So alltäglich, dass das Gehirn das Ereignis gar nicht aufneh-

men und in Erinnerung behalten möchte. Doch nun hat es also stattgefunden, gestern hat es stattgefunden. Sie haben sogar eine Bescheinigung erhalten, mit dem Stempel der Stadtteilverwaltung, das Kuvert liegt ungeöffnet bei den unbeglichenen Rechnungen in der Diele. Ist sie jetzt froh? Sie fragt sich selbst, wie sie da so steht und auf die Straße der Farbflecke schaut, auf diese Dezemberpalette aus Ziegelrot, Wintergrün und Morgendunstgrau. Bist du jetzt froh, sagt sie laut zu sich selbst, während er noch schläft und ihre Antwort nicht hören kann.

Sie beobachtet, wie sich der Dunst verzieht und die Wolken den Rückzug zum Himmel oder wo immer Wolken zu Hause sind, antreten, als wären sie es plötzlich leid, das Dasein der Leute zu verwischen. Sie hat kein Verlangen nach dem Tag, doch er wartet. Sie hat kein Verlangen nach der Arbeit, doch es ist an ihr, sie zu erledigen. Sie hat kein Verlangen nach der Abfolge, doch sie fügt sich. Ihr wirkliches Zuhause sind die gewohnten Gedanken, die kommen und gehen. Trotz deren Einförmigkeit bereiten sie ihr verlässliche Freude, wie die Befriedigung, die Reisende empfinden, wenn sie auf einem Bahnsteig stehen und wissen, dass die Züge fahrplanmäßig eintreffen. Denn auch das ist sicherlich eine Freude?, denkt Rita. Keine feuerwerksprühende Euphorie, kein konfettiwirbelnder Der-Krieg-ist-aus-Taumel, sondern ein ruhiger, kontrollierter Jubel über die Tatsache, dass die Welt sich als zuverlässig erweist. Die Wirklichkeit überführt ihr Misstrauen, und genau diese Freude hat sie besonders gern. Es ist nicht alles Champagner und Tortenglasur, denkt sie. Zum Glück.

Von der Eiche auf der anderen Straßenseite fallen ein paar Blätter. Rita sieht sie fallen, und da fällt auch sie – ins nächste Geheimnis. Was gestern stattgefunden hat, darf nie bekannt

werden. Es muss für den Rest ihres Lebens in den Mantel des Schweigens gehüllt bleiben, das verlangt sie, das verlangt ihre Schande. Er muss schwören, zu niemandem je ein Wort darüber zu verlieren, niemals. Niemand darf erfahren, dass sie es *endlich* getan haben, weil dann klar wäre, dass es nicht schon vorher geschehen war. Nichts wird, wie man meint, denkt Rita. Nicht mal eine Hochzeit.

Sie geht zur Küche hinunter, wobei unter dem weinfarbenen Teppich der Treppe gedämpft die Bretter knarren. Die Katze steht vor der Küchentür und miaut. Rita öffnet die Tür, und wie ein roter Luftzug huscht das Tier hinein, beleidigt, weil es warten musste. Rita zündet sich eine Zigarette an und geht die Zeitung und die Milchflaschen holen. Sie reißt die Haustür weit auf, und wie Wasserspritzer einer großen Welle schlägt ihr der kühle Morgen ins Gesicht, streicht ins Haus und verdünnt die Nachtluft, diese dumpfige Atemluft dreier schlafender Menschen. Mit der Zigarette im Mundwinkel bleibt Rita ein Weilchen dort stehen und schaut auf die Straße. Die Luft ist jetzt klar und ganz still. Die eigentliche Aufgabe der Luft im Dasein ist es, denkt Rita, sich von den Vögeln durchfliegen zu lassen.

Sie lässt den Blick über die Nachbargärten schweifen, einige davon nach der neuesten Mode mit Plastikblumen und farbenfrohen Gartenzwergen versehen, andere mit sorgfältig gestutzten und beschnittenen Buchsbäumen. Sie betrachtet ihren eigenen *front garden* mit den Hortensienbüschen. Trotzig halten sich deren Blüten, als würden sie den Winter nicht akzeptieren, sind zwar verblasst und spröde wie Papier, aber dennoch kugelrund und in voller Blüte. Niemand sonst hat solche Hortensien, so dicht und so zahlreich. Zuerst blau, tiefrosa,

blassrosa und kühl lila, werden sie schließlich gelb und trocken und gleichen zunehmend Aufzeichnungen nach einer Nacht voller Träume. Im Sommer überfluten die Hortensienbüsche die Mauer zum Gehsteig, und haben Passanten kurze Ärmel, zeichnen ihnen die Zweige dünne weiße Kratzer auf die Arme. Es kommt vor, dass sich aus der Nachbarschaft jemand beschwert, und Rita hört dann zu und nickt und versteht, aber zurück schneidet sie ihre Hortensien nie.

An diesem Morgen, an dem die Welt zu sein scheint wie immer, aber eigentlich nichts beim Alten ist, möchte sie alles sehen: die über die Steinmauer kriechenden Schnecken, gleich an der Pforte die hellgelbe Rose, die noch immer vereinzelte neue Knospen bildet, und die auf der Wasseroberfläche in der Regentonne treibenden Insekten, schmale schwarze Streifen aus Tod und durchsichtigen Flügeln.

Ich bin reich, denkt sie. Die Eichen stehen still, die Milch hinterlässt im Glas einen weißen Film, und unter den Büschen rascheln die Heckenbraunellen. In meinem Garten wachsen Hortensien, mit ihrem Grün überfluten sie die Welt. *Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.* Mir mangelt nichts, denkt sie. Mir mangelt nichts, außer etwas, von dem ich nicht weiß, was es ist.

Der Rauch der Zigarette steigt zum Himmel. Auch das Dunkel in mir ist eine Art Glück, denkt Rita, und für einen ganz kurzen Moment glaubt sie es.

Jetzt ist auch er wach und aufgestanden, ihr Mann. Rita hört das Wasser durch die Rohre fließen und weiß, dass er das Waschbecken zu gleichen Teilen mit Wasser aus dem Warmwasserhahn und aus dem Kaltwasserhahn füllt und sich anschließend systematisch von Kopf bis Fuß wäscht, jeden

Morgen in gleicher Weise: Alltäglichkeit des Alltags, Gewöhnlichkeit der Gewöhnlichkeit. Zwei Jahrzehnte schon hört sie dieses Geräusch. Ihre Zigarette ist heruntergebrannt. Sie sollte hineingehen, doch sie hält die Haustür offen. Mutter müsste mich sehen, denkt Rita. Meine Pforte und meinen Garten, meine Haustür und meine Diele mit dem Telefontisch, mein Wohnzimmer, meinen Teppichboden, mein Esszimmer und meine Küche, meine drei Schlafzimmer und mein Badezimmer. Sie müsste den elektrischen Kamin mit den Holzscheiten sehen, die von innen heraus brandgelb leuchten, als wäre ihr Feuer echt, und das Klavier, auf dem die Mädchen die Musikstücke üben, die sie aufhaben. Sie müsste den konkaven Wandspiegel im goldenen Rahmen sehen, der die Welt so viel größer und runder macht, als sie tatsächlich ist. Hätte ihre Mutter all das sehen können, wüsste sie, dass nichts vergebens war. Ritas Dasein in dem Haus in der Grange Park Avenue 37 ist das Endziel aller Aufopferungen. Ich komme aus dem Streben, denkt Rita. Das Streben ist mein Ausgangspunkt.

Statt in die Küche zu gehen und Frühstück zu machen, nimmt sie einen Rechen und fängt an, das Laub unter den Hortensien zu entfernen. Nur fünf Minuten, denkt sie, nur eine kleine Weile. Unversehens fühlt sie sich wie eine Diebin, und das erheitert sie. Sie bestiehlt ihre eigenen Routinen, die *Pflicht* an sich, dieses Rückgrat ihres Daseins, doch heute will sie nicht aufrecht stehen und ihre Pflicht tun, sie hat keine Lust. So einfach ist das. Sie ist ein Fünf-Minuten-Robin-Hood, der dem Wintermorgen etwas wegnimmt und sich selbst gibt. Außerdem mag Rita das Gefühl, wenn der eiserne Rechen durch feuchte Erde kratzt, mag das Knirschen der Steinchen und der trockenen Blätter, sie genießt die mechanische Bewe-

gung, die diese Arbeit erfordert, die Wiederholung an sich, die den Gedanken freien Lauf lässt, weil der Körper mit anderem beschäftigt ist.

Jetzt, da ihre Mutter seit Langem tot ist, erinnert sich Rita mit größerer Zärtlichkeit an sie. Doch ihr Geheimnis, die Schande, hätte ihre Mutter niemals akzeptiert. Du bist die Tochter deines Vaters, hätte Emilia gesagt. Darin hatte stets ihr strengstes Urteil bestanden, das denkbar schlimmste: dass eines ihrer acht Kinder auch nur im Geringsten dem Vater glich. Rita hört jetzt die Stimme ihrer Mutter in sich, und die Schande pocht, als wäre sie nie begraben worden, als brächte Rita nicht jeden Morgen damit zu, sie mit Alltag zu übertünchen. Sie hört Emilias starken deutschen Akzent, der sich, wenn sie aufgebracht war, noch verstärkte, und die Worte tönen wie eine Kirchenglocke: Die Sünde entspringt der Schlechtigkeit, sie hat zur Folge, auf ewig von Gott getrennt zu sein, und an allem ist *dein Vater schuld*.

Die alten Blätter im Beet sind zusammengereicht. Rita würde gern hier stehen bleiben, nur mit dem Pfeifen der Dompfaffen in den gestutzten Eichen der Straße, als wäre sie selbst einer dieser aufgereihten Bäume, stumm und wortlos, bis die Stimme ihrer toten Mutter verebbt. Doch sie muss ins Haus. Tee kochen, Brot toasten, außerdem muss Yvonne los zur Schule.

Sieh dich um, sagt sie zu sich selbst.

Ich bin hier. Nichts unterscheidet dieses Haus von den anderen Häusern in der Straße, nichts unterscheidet mich von irgendeiner anderen Frau, die in ebendiesem Augenblick im Morgenrock und in Pantoffeln dasteht und ihrer Familie Tee kochen soll. Es ist meine rote Katze, die mir um die Beine streicht, während ich an

der Spüle stehe, es sind meine Hände, die die Speisekammer öffnen und ein Glas Marmelade herausnehmen, ich bin es, die das Brot so dünn schneidet, dass es die ganze Woche reicht, es ist meine lichtgelbe Küche. Bald kommt mein Mann die Treppe herunter, und meine Tochter liegt wie an allen anderen Schultagen noch im gleichen tiefen Morgenschlaf im Bett, und ich werde sie wecken und mich um die Wärmflasche an ihren Füßen kümmern, die kalt und wackelig ist wie ein totes Reptil, und das Mädchen wird wieder einschlafen, bis ich ihr die Decke ganz wegziehe, sodass sie friert und einfach aufstehen muss. Das ist mein Leben.

Und so ist es. Ihr Mann kommt die Treppe herunter. Er nimmt *The News Chronicle* und sitzt dann wie jeden Morgen tief in Artikel und Meldungen versunken da. Trinkt seinen Tee. Rita kratzt mit einem Messer verbrannte Stellen vom Toastbrot. Schwarze Krümel fallen in das weiße Spülbecken. Das Radio läuft. Sie geht nach oben, um ihre jüngere Tochter zu wecken. *Alles ist, wie es sein soll.* Die alltäglichen Rituale sind ihr Leben, und das zugige Haus ist ihr Reich, sie steckt nachweislich mit-tendrin. Wie kommt es dann, dass sie trotzdem Zweifel hat?

Sechzig Minuten später ist das Haus leer. Sie hat Yvonne Tee gegeben und sie auf den Weg geschickt. Er, Ritas frischgebackener Ehemann, hat sein Stück Käse gegessen, seine Morgennieser geniest und ist dann zur U-Bahn gegangen. Hut auf. Kuss auf die Wange. Brennende Zigarette. *See you tonight, sweetie.* Zwölf Stunden Arbeit warten in der Stadt auf ihn, und ebenso lange Zeit warten auf Rita Arbeit samt Einsamkeit im Haus.

Sie jätet Unkraut zwischen den Steinplatten vor der Haustür. Mit einem schmalen Spieß in die Erde zu stechen und sie so aufzubrechen, dass Löwenzahn und Grasbüschel mitsamt Wurzeln hochkommen, verschafft ihr Befriedigung. Der Spieß bricht auch die Gedanken aus ihr heraus.

Der grauhaarige Mr Harris macht mit seinem weißen Terrier den ersten Spaziergang des Tages. *Good morning.* Ein Fremder fährt auf dem Fahrrad vorbei, die Aktentasche hinter dem Sattel festgeschnallt. *Good morning.* Mit der leeren Einkaufstasche, die ihr am Arm baumelt, und umgebundenem Kopftuch kommt Mrs Brooks daher. Sie ist heute früh dran, denkt Rita, während Mrs Brooks mit übertrieben lebhafter Handbewegung von der anderen Straßenseite herüberwinkt. Die Frau ist nicht ganz dicht, denkt Rita, die die bisherigen Äußerungen der Nachbarin nicht gerade beeindruckt haben. Außerdem hat

deren Tochter Yvonne mal fett genannt. Rita begnügt sich mit einem Nicken als Gruß und macht sich daran, welke Blätter aus dem Rosenstrauch zu schneiden. Sie möchte weder ein paar Worte übers Wetter wechseln noch über die Rationierungen klagen. Nicht heute. Mrs Brooks, die ihren Schritt verlangsamt hat, um die Straße zu überqueren, ändert fast unmerklich ihre Richtung, weil sie begreift, dass Rita nicht beabsichtigt, sich für ein Plauderstündchen an die Pforte zu stellen, und geht schnell weiter, als müsste sie pünktlich irgendwo sein. Ihr Lächeln ist erstarrt. Wie die Haut auf gekochter Milch, denkt Rita. *Good riddance.*

Normalerweise sitzt Rita um diese Zeit am Küchentisch und schreibt einen Einkaufszettel, heute aber ist sie langsam. Sie bewegt sich neben ihren gewöhnlichen Schritten, geht sozusagen neben sich her, zur Erde gedrückt, mit tief hängenden Wolken. Dieser Tag ist anders als andere Tage.

Sie recht die Gartenabfälle zusammen und hebt sie in einen Korb, den sie zum *back garden* mitnimmt. Unter der Milde und Stille schneidet ein kühler Luftstrom. Das Grün steht reglos und irgendwie abwartend. Wissen die Blätter, dass sie bald abfallen werden?

Sie beschließt, den Haufen anzuzünden. Der Gedanke, ein Feuer zu machen, ermuntert sie. Es ist befreiend zu sehen, wie das lebendige Feuer aufsteigt und rußige Ränder bekommt, und zu riechen, wie sich der Rauch in Dezemberduft verwandelt, so als würde auch ihr eigenes Dunkel in Flammen stehen und zu Ascheflocken werden, die wie schmutziger Schnee durch die Luft wirbeln. Das Feuer hält sich mithilfe dürrster Stöckchen und eines Streichholzes. Die Feuchtigkeit, die noch im Laub sitzt, wird in eine dicke graue Säule umgewandelt, die

unbehindert senkrecht nach oben in den windstillen Vormittag steigt.

Ein Gruß an die höhere Macht, denkt Rita. Ohne Vermittlung, denkt sie, besser als eine Sonntagspredigt. Nur ich, das Rauchsignal und der gestrenge Herrgott, zu dem Mutter täglich so intensiv gebetet hat.

Beim Feuermachen wird ihr plötzlich das in ihren Adern fließende Blut bewusst, siebenunddreißig Grad warm, und wie dieses Blut und ihre Lunge, die den mit Rauch vermischten Sauerstoff einzieht, ihren Körper warm und in Bewegung halten. Sie lebt an diesem frischen Morgen. Diese offenkundige Tatsache, an den meisten anderen Tagen eine Selbstverständlichkeit, macht sie heute unverhofft froh, als blitzte im Dunkeln ein Feuerwerk auf: Hier ist sie! Rita gibt es, und den Tag gibt es, und sie sind eins. Sie steht fest mitten in dem Rauch und der Stille, in schweren Schuhen und mit klopfendem Herzen. Nichts kann diese Frau und das Dezemberlicht voneinander trennen. Bald schon werden sie die Form verlieren, altern, verblassen und sich in etwas anderes verwandeln, aber jetzt noch nicht, *nicht jetzt*. Jetzt brennt das Feuer, das Blut fließt, die Luft ist von einem Gruß erfüllt, der nach toten Pflanzenteilen riecht, und die Botschaft — an die Dompfaffen und Schnecken, an den Brombeerstrauch, der sich an den Holzzaun krallt, an den Frost, der wie ein unterirdisch wachsender Gletscher den Erdboden durchzieht, an die Bäume und ihre Kronen, die sich mit den Wolken unterhalten, und an die Ohrwürmer und Hummelköniginnen, die in der Erde vergraben schlafen, an alles, was die wesentlichsten Bestandteile dieses Dezembertages ausmacht — ist die, dass sie, Rita Gertrude, existiert.

Der Laubhaufen ist klein und brennt schnell herunter. Anschließend stampft sie auf die Asche und gießt sicherheitshalber eine Kelle Wasser aus der Regentonne darüber. Die letzte Glut zischt und erlischt.

Rita zieht vor der Küchentür die Schuhe aus, geht hinein und schenkt sich einen Schluck *Famous Grouse* ein. Sie zündet sich eine Zigarette an und setzt sich an den Küchentisch. Vielleicht wird der Morgen wie üblich, wenn sie alles macht wie immer? Sie nimmt die Zeitung, liest die Schlagzeilen (Privatimport von Zucker, Geleegerichten und Trockenobst aus Irland soll verboten werden), beachtet auch die Inserate, *HP Sauce improves all meals*, und bleibt an einem leicht sarkastischen Artikel über vier Männer hängen, die in einem BBC-Studio über die perfekte Frau diskutiert haben. Die Zeitung vermerkt, dass in der Sendung keine Frauen zu Wort kommen durften, fasst das Ideal der Herren aber gleichwohl zusammen: Die perfekte Frau zeige Sympathie (alle Männer wünschen sich Mitgefühl), sie erweise sich als stabil (eine Gattin wird nicht in der einen Minute liebevoll sein und in der nächsten Wutausbrüche bekommen), und sie sei liebenswert. Doch Rita kann sich nicht konzentrieren. Sie denkt an Vidal, ihren frischgebackenen Ehemann.

Zwanzig Jahre lang hat das Geheimnis, das herumzutragen er sie gezwungen hatte, *ihre Schande*, sie wie eine Krankheit, eine chronische Entzündung der Wut, gequält. Sie hat sie ständig gespürt: jeden Morgen, jeden Abend, jeden Werktag, jedes Wochenende, jeden Moment des Beisammenseins und jeden Moment des Alleinseins. Sie hat das Geheimnis gehütet, niemandem auch nur den geringsten Fingerzeig gegeben, wie es die Gedanken zu einem Stacheldrahtknäuel aufrollte, und es sollte auch niemand je erfahren. Sie hat über die Schande nicht

sprechen können, ist sie doch ein Beweis ihrer Erniedrigung – auch jetzt noch, wo es vorbei ist. Oder auch nicht, denkt Rita. Sie war so dumm. Sie, sonst immer realistisch und vernünftig, immer mit beiden Beinen auf der Erde, hat sich einem Wunschdenken hingegeben. Hat tatsächlich geglaubt, das Geheimnis würde, wenn sie heirateten, verschwinden, in Wirklichkeit aber ist es nur vom nächsten ersetzt worden. Nichts hat sich geändert. Die gestrige Trauung bringt keine Erleichterung und setzt keinen Schlusspunkt. Erzählt sie der Welt, dass sie jetzt verheiratet sind, wird die Welt verstehen, dass sie es bisher nicht waren. Die Wut pocht weiter.

Die Asche ihrer Zigarette fällt auf den Küchentisch. Rita hat vergessen zu rauchen, vergessen, die Asche abzustippen, vergessen, dass sie einkaufen gehen muss. Was ist heute los mit mir? Es kommt, wie's kommt, denkt sie weiter. Sie pfeift darauf, die Speisekammer durchzugehen, um zu sehen, was fehlt, und schreibt auch keinen Einkaufszettel. Sie möchte nicht an die Schmutzwäsche denken, die sortiert werden will, und nicht daran, wie sie damit übers Waschbrett schrubbt, nicht an Spülen auf Spülen, sie möchte nicht an der Mangel stehen und drehen, obwohl sie es normalerweise genießt, wenn die Knitterfalten sich in Glätte verwandeln, sie möchte nicht mit Wäscheklammern und Leine dastehen, sie möchte nur eins: zurück in den Garten vor dem Haus, zur Stille des Tages und zur Arbeit mit der Erde.

Bei jeder britischen Volkszählung hat Rita eine neue Namensversion erhalten. Einmal haben die Behörden sie Frederika genannt. Ein anderes Mal hat sie den Namen Frieda erhalten, und im nächsten Dokument machte die Stille Post der Volkszählung sie zur Rida. Dieser Name sollte sie in vielen offiziellen Schriftstücken begleiten, obwohl sie eigentlich Rita heißt. Rita Gertrude Blitz.

Sie wurde am 6. Oktober 1900 geboren, vielleicht auch 1901. Es sind unterschiedliche Jahreszahlen festgehalten, was zeit ihres Lebens über ihr tatsächliches Alter für eine gewisse Verwirrung gesorgt hat. Zwischen den wenigen Hinterlassenschaften der Mutter hatte sie jedoch ein dünnes Blatt Papier gefunden, das bestätigt, dass sie 1899 geboren wurde. Demnach hat die gestrige Hochzeit, diese triviale Mittwochstrauung vor zwei Zeugen aus der Stadtteilverwaltung von Enfield, sechs Wochen nach ihrem fünfzigsten Geburtstag stattgefunden. Und was für eine Braut sie doch war – mit Kaiserschnittnarben und einem bald sechzigjährigen Mann! Was ist jetzt die Frage?, denkt Rita, während sie die heruntergewehten kleinen Zweige und die Stöckchen, die den Elstern aus dem Schnabel gefallen sind, vom Weg zur Pforte beseitigt. *Bist du jetzt froh?*

Rita möchte nicht an ihre Hochzeit denken. Der Akt ist re-

gistriert, bezeugt und erledigt, wie sie es immer haben wollte, und trotzdem wünscht sie, er wäre nie geschehen. Der gestrige Tag sollte gar nicht existieren, denkt sie und drückt den Rechen so tief ins Beet, dass sie einige Gelbsterne mit herauszieht. Mittwoch, der 30. November 1949, ist ein Stück Luft und eine Zeitstrecke, die aus der Zeitrechnung herausgeschnitten gehört. Unter allen dreihundertfünfundsechzig Tagen des Jahres sollte dieser Tag ein Nicht-Tag werden, eine Pause zwischen den Herzschlägen, ein Atemstillstand. Niemand würde doch wohl bei so vielen Tagen ausgerechnet diesen 30. November vermissen, wenn er verschwände? Den Hochzeitstag wird sie nie feiern, egal, wie lange sie verheiratet sein werden.

Sie lässt an Ort und Stelle den Rechen fallen und geht in den Überschuhen zwei Schritte in die Diele. Auf dem Telefontisch liegt ein Kalender, in den sie Ereignisse und Arztbesuche einträgt, der ganze November auf dreißig weißen Feldern ausgebreitet. Sie nimmt eine Schere aus dem Schränkchen und setzt sie dort an, wo die Zahl 30 gedruckt steht. Sticht damit hinein, sodass es im gestrigen Tag ein Loch gibt. Dann schneidet sie sorgfältig an den Linien entlang, die Mittwoch, den 30. November, von den umliegenden Tagen abgrenzen. Die Nächte, denkt sie. Ich schneide an den Nächten entlang.

Sie geht wieder in den Garten, stellt sich an die Pforte und lässt den gestrigen Tag in der offenen Hand liegen. Als der Wind plötzlich durch die kahlen Äste der Eiche fährt, nimmt er den Papierfetzen mit, und sie sieht ihren Hochzeitstag verschwinden, frei umherflattern, ohne Halt zu finden. Fort.